



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ludwig, Otto: Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen :
(Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

herzigkeit geheiratet. Zweitens aber ist es die Charakteristik dieses unglücklichen Geschöpfes selbst, die das neue Buch auszeichnet und über diese oder jene Schwäche, bestehend in bisweilen ermüdender moralischer Reflexion, hinwegsehen läßt. Ich erinnere mich keines Seelengemäldes in den Stindischen Schriften, das so ergreifend, mit solcher Faßlichkeit und annähernd gleichem psychologischen Verständnis ausgeführt wäre, wie diese Zeichnung des geängsteten Mädchenherzens. Zu diesem Kunstwerke war aber Stinde nur fähig dank seinem tief empfindenden Gemüte, das ihn zum Humoristen machen würde, auch wenn er nie ein Lächeln auf die Lippen seiner Leser gezaubert hätte.

Kiel

Georg Hoffmann



Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen

Von Otto Ludwig

(Fortsetzung)



ußtest du Unseliger, fuhr der zweite Vitterat fort, mußtest du Unseliger in den drei Mohnen vier Gläser Grog trinken? Daß du dem, der innen schwärzer ist, als drei Mohnen zusammen genommen von außen, daß du dem Straßburger, der nicht begreifen konnte, woher dir, dem armen Schneiderjungen, die feinen Kleider kamen, die elegante Equipage, der in seinem schwarzen Herzen um alles dieses dich beneidete, erzählen, wie du dazu gekommen warst? Mußtest du seine Einflüsterungen anhören? Mußtest du ihm nicht bei dem ersten zweideutigen Worte, das deine Frau betraf, eine stechen? Beim zweiten ihn massakriren? Nein! So renne ich wütend in meinen Wagen; wie mein Kutscher auf die Pferde schlagen muß, so schlägt im Wagen der Teufel, der mich reitet, auf mich; so stürze ich aus dem Wagen, die Treppe hinauf; so zertrümmre ich die Thüre zu ihrem Zimmer in meiner Wut; so — Gott im Himmel! wie schnell kam mir die Besinnung zurück, da ich nun beschämt vor ihr stand, die erstaunt, dann schmerzlich zürnend zu mir aufsaß! Gott im Himmel! wie strich die Reue wie mit einer Feile über mein Herz, wie sie von dem Sofa aufstand und, jeden Augenblick vom Schluchzen unterbrochen, ausrief: So seis Gott geklagt, wie du mir lohnst für meine Liebe! So seis Gott geklagt, wie du mich stürzest in die Tiefe des Sammers! So seis Gott geklagt, wie du mich zwingst, dich unglücklich zu sehen! So seis Gott geklagt, wie du mich zwingst, dich zu lassen, ohne dir helfen zu können! Ach nur noch ein Jahr, einen

Grenzböten IV 1890

66

Mond, einen Tag, eine Stunde nur, um mich deiner noch zu freuen und dich zu trösten. Ich habe dir die Größe meiner Liebe nicht gezeigt, da du noch mein warst; das kränkt mich ewig, da es nun zu spät ist. O zeige jeder dem Freunde seine ganze Liebe, jeden Augenblick kann das Schicksal euch trennen, und dann bereut ihrs zu spät!

So klagte sie, indem sie mich, der ich vor Schmerz keines Wortes mächtig war, hundertmal an sich drückte, immer heftiger und mich endlich in die rechte Wange biß. Der Schmerz drang durch alle meine Glieder; ich verlor das Bewußtsein. O wäre mirs nie wiedergekehrt! Als ich erwachte, war mir nichts geblieben, als die Last peinigender Selbstvorwürfe. Die Bißwunde in meiner Wange hier unter dem Pflaster hat so wenig heilen wollen, als die Wunden in meinem Herzen. Ich wurde später Hauslehrer bei einem reichen Kaufmann in Leipzig; da ich seine Kinder das Vaterunser lehrte, sagte er: Meine Kinder sollen keine Katholiken werden! und dankte mich ab. Die alte Desperation und der neue Ärger wirkten zusammen, und so ging auch ich unter die Litteraten.

So endete der zweite Litterat, wie der erste gethan hatte, mit einem tiefen Seufzer. Und mit einem tiefen Seufzer begann seine Geschichte der dritte.

Geschichte des dritten Litteraten

Ich bin, wie ihr wißt, an zehn Jahre jünger als ihr, meine Jugend- und Leidensgenossen, mit denen mich an jenem verhängnisvollen Tage derselbe Schlag traf. Ich beginne aber meine Geschichte von einer frühern Zeit, von jener Zeit, wo ich von dem Totenbette meiner armen Pflegemutter in die Welt hinaus mußte. Ich wußte nur meinen Schmerz, bis der Hunger mich lehrte, auf dieser Welt gelte es nicht, Vergangnes zu beklagen; hier gelte es, in die Gegenwart sich zu schicken und dem Zukünftigen zu begegnen. Ach, für mich gabs kein ander Mittel, nicht Hungers zu sterben, als das Betteln. So lange meine Pflegemutter lebte, hatte ich, so arm sie war, nie betteln müssen. Kein Wunder, daß ich den Mut dazu nicht finden konnte. In der kleinen Fleischergasse in der weltberühmten Stadt Leipzig geschahs, daß auf einmal ein Stimmchen neben mir sich vernehmen ließ: Madame Müller! Madame Müller! Meine Mutter läßt Sie fragen, ob Sie morgen, wenns schön wäre, mit betteln gingen? Komm herauf, sagte eine ältliche Dame, die zu einem Dachfenster heraus sah, komm herauf und bringe den Kleinen mit, der da neben dir steht. Das Kind, ein kleines Mädchen, nahm mich bei der Hand, und ich, der ich nichts zu versäumen hatte, folgte ihr willig und gern.

Sehn Sie nur, sagte die Dame, indem wir in ein ärmliches Stübchen traten, das in seiner Art elegant genannt werden konnte, sehn Sie nur einmal, wertester Herr Magister Kauderer, diesen kleinen blonden Krauskopf. Aus seinen großen blauen Augen spricht viel Talent; freilich müßten die roten

Backen wegfallen. Wenn er, wie mein geübter Blick mir sagt, herren- und heimatlos ist, könnte ich mich entschließen, ihn an der Stelle meines freundlichen Adelbert zu behalten, den der Tod mir aus den Armen riß, die ihm mütterliche geworden waren.

Und wirklich trat ich, nachdem ein Examen die Schärfe ihres Kennerauges belegt hatte, an jenes Adelbert Stelle. Wie heißt du? fragte Madame Müller? Jakob? Der Name klingt nicht, rührt nicht; er ist einer von jenen gleichgiltigen Namen; von nun heißt du Theodor, mein Kind. Sieh, das ist Belcolore, dies Ghismonda, diese Kleine Rosaurabella, talentvolle Anfängerinnen; die sind nun deine Schwestern. Nach diesem feierlichen Aktus fuhr Magister Klauderer fort, wo unser Eintreten ihn im Vorlesen des Sächsischen Trompeters gestört hatte. Und zwar las er zunächst von einem Pascha mit drei Roßschweifen, dessen Namen er, so oft er vorkam, mit solchem Respekt aussprach, daß von diesem Augenblick an der Wunsch in mir lebendig wurde, ein Pascha von drei Roßschweifen zu sein, der mich später nie wieder verlassen hat.

Dame Müller widmete mir einen großen Teil ihrer Zeit. Sie war ungemein von ihrer Kunst eingenommen und suchte auch ihren Zöglingen diese Liebe beizubringen. Vormittags übte sie uns in der Theorie, das heißt: wir mußten rührende Geschichten erfinden, wobei sie durchaus nicht auf äußerste Wahrscheinlichkeit drang. Denn sie sagte: Ich kenne tausend Damen, darunter die feinsten, die im Theater oder beim Roman über die unwahrscheinlichsten Leidenssituationen in Thränen zerfließen und beim wirklichen Elend kalt vorübergehen können. Es ist also nicht die Sache an sich selbst, die die Wirkung thut, sondern allein die Behandlung. Das weibliche Herz — und dieses kommt bei unsrer Kunst vornehmlich in Betracht, da die Männer leichter geben als die Frauen, und meist, ohne daß man Kunst anwenden müßte — das weibliche Herz ist so zart, daß das wirkliche Elend es nicht rührt, sondern beleidigt in seiner rohen, nicht durch Kunst gemilderten Erscheinung. Und daher, eben von dieser Geistigkeit, dieser Zartheit kommt es, daß das weibliche Herz sich öfter vor diesen Eindrücken verschließt, nicht aber von einer gewissen innerlichen Kälte, wie jene Weiberfeinde behaupten, die da annehmen, die Frauen besäßen nur Phantasie, aber kein Gemüt.

Doch ich komme von diesen Äußerungen der Madame Müller, die wenigstens beweisen können, daß sie eine gebildete und denkende Künstlerin war, wieder zu meiner Geschichte selbst. Vormittags also wurden rührende Situationen erfunden und in Szene gesetzt, das heißt: die nötigen Thaten von Gestikulation, Blicken, Seufzern, Thränen und dergleichen hinzugefügt. Der Nachmittag gehörte der Praxis. Meine Pflegegeschwestern gingen schon ihre eignen Wege; ich aber mußte, nachdem mein zu gesunder Teint durch Fasten etwas gemildert war, mit der Madame gehn. Da galt ich denn bei kinderlosen Frauen für

eine Waise, die Madame Müller angenommen habe, weil ihr der Himmel die Erfüllung des heißesten Wunsches, ein eignes zu haben, versagt habe. Bei Damen, die mit ihren Gatten im Zwist lebten, war ich das Kind eines rohen Menschen, der sie, meine Mutter, und mich im Trunke zu töten gedroht, weil er uns nicht mehr ernähren könnte und dergleichen. Sehr stolze Damen bat sie zu Gevatter und versicherte so lange, nicht Eigennutz, sondern außerordentliche Verehrung vor ihnen sei die Ursache, bis die erbotene Ablösungssumme ihr genügte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich erzählen, wie sie aus der Geschichte derjenigen selbst, die sie um Hilfe ansprach, das Hauptmotiv der Geschichte nahm, die sie als die ihre erzählte. Dies fiel ihr leicht, da sie die Dienstmädchen, denen sie die Karte schlug, oder die Kunden der Leihbibliothek von Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten waren, die Madame Müller nebenbei hielt, auf die pfiffigste Weise auszuhorchen und für sich zu stimmen wußte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich erzählen, wie sie hier die Farben ihrer Schilderung nur hinhauchte, dort wieder mit marktigem Pinsel auftrug, hier einen einzigen halbverhaltenen Seufzer spielen ließ, dort eine ganze Sündflut von Thränen bereit hatte, je nachdem sie wußte, was die Nerven der bestürmten Damen aushielten. Das einzige, was öfter unverändert wiederkehrte, war der Refrain: Unsereins ist schlimmer dran wie ein Bettler; man leidet im Stillen.

Der Wohlthätigkeitsfinn der Leipziger ist bekannt; einer solchen Künstlerin konnte es nicht fehlen.

So lange ich mich als Appendix der Madame Müller passiv verhalten konnte, that es gut; wie ich mich auf eignen Füßen bewegen sollte, zeigte sich bald meine gänzliche Unfähigkeit. Dazu kam, daß, nachdem ich einigermaßen an das Fasten gewöhnt war, meine Gesichtsfarbe wiederkehrte und mein ganzes Ansehen immer weniger zu meinem Berufe paßte. Sie pflegte mich hungern zu lassen oder körperlich zu züchtigen, wenn die Gaben, die ihr jene Geschichten einbrachten, ihr zu gering schienen. Das hatte im Anfang die von ihr wohlberrechnete Folge, daß, während sie ihre Dichtungen vortrug, das Vorgefühl meines nahenden Ungemachs mir bittere Thränen erpreßte, wodurch ihre Bemühungen sehr gefördert wurden. Mit der Zeit aber wurde ich fühllos, und weder das Vorgefühl noch das Ungemach selbst vermochten mehr, mich aus meiner apathischen Gleichgiltigkeit zu scheuchen. Dame Müller hatte also Gründe genug, mit mir unzufrieden zu sein.

So stand ich um die Zeit, als ich euch kennen lernte, deren Unglücks-genosse ich später noch einmal zu werden bestimmt war, unter derselben oder noch schlimmern Tyrannei wie ihr. Und unser Träumen und gänzlich Ver-gessen der Außenwelt an jenem Frühlingssnachmittag verursachte auch in meiner Geschichte eine Katastrophe. Madame Müller empfing mich nicht mit thätlichen Bezeugungen ihrer Unzufriedenheit, wie ich gefürchtet hatte, sondern

richtete mit dem feierlichen Ernste, den sie so sehr in ihrer Gewalt hatte, etwa folgende Rede an mich: Lieber Theodor, ich halte es für meine Pflicht, ein ernstes Wort mit dir zu reden, ein Wort, dessen Notwendigkeit mich so sehr kränkt, als es dich nur irgend kränken kann, ein Wort, das ich nicht mehr verschieben darf, wenn ich die Versicherungen der mütterlichen Fürsorge, die ich dir oft gethan, nicht Lügen strafen will. Lieber Theodor, das Schrecklichste, was dem Menschen begegnen kann, ist, wenn er sich sagen muß: Du hast deine Bestimmung verfehlt; um so schrecklicher, je weiter er über das Alter hinaus ist, in dem man noch hoffen darf, mit Erfolg einen neuen Lebensweg einschlagen zu können. Noch bist du nicht über dieses Alter hinaus: Lieber Theodor, es kränkt mich, deine jugendliche Eitelkeit so zerschmettern zu müssen, wie ich doch muß, aber ich muß dir sagen: Du hast kein Talent zu der Kunst. Mit der rotbäckigen stumpfen Behaglichkeit, mit der du mir eben zuhörst, als ginge die Sache dich gar nichts an, wirst du nimmer zu der Objektivität der Darstellung hindurchdringen. Es giebt, wie du weißt, viele gute Menschen in Leipzig. Du bist nicht häßlich und hast etwas Wackeres in deinem Ansehen; vielleicht nimmt einer oder der andre dich als Laufjungen in den Dienst. Hältst du dich gut, kannst du mit der Zeit Markthelfer oder Hausknecht werden, am Ende deiner Lebensperspektive steht vielleicht, wer kann es wissen? eine bürgerliche Nahrung. Unfre Nachbarn, der Schuhmacher Fintlein und der Schneider Heidermann, sind beide willens, ihre derzeitigen Laufjungen fortzujagen. Es käme nun darauf an, was du werden möchtest, Schusterjunge oder Schneiderjunge —

Ich hatte sehr aufmerksam zugehört, so wenig ich auch den größten Teil ihrer Rede verstand. Ach, Madame Müller, sagte ich in meiner Unschuld, Schusterjunge mag ich nicht werden, Schneiderjunge auch nicht, aber ein Pascha von drei Rosschweifen möcht ich werden!

So sagte ich. Ich weiß nun nicht, glaubte Madame Müller wirklich, ich hätte sie verhöhnen wollen, oder war sie der Gelegenheit froh, auf diese Weise mich los zu werden: Nein, rief sie, indem sie mich zornesrot am Arm ergriff und aus der Thür warf, die sie hinter mir verschloß; eine solche Schlange will ich nicht länger an meinem Busen wärmen. Komm mir nie wieder vor meine Augen, undankbare Kreatur!

Lange stand ich weinend vor der Thüre; sie öffnete sich mir nicht wieder. Weinend stolperte ich die vier Treppen hinab. Wie ich aus dem Hausthor ging, kam mir erst recht das Gefühl meiner nunmehrigen Verlassenheit; ich rang meine Hände und schrie, indem ich bitterlich weinte, unaufhörlich: Ach, Madame Müller! Ach, Madame Müller! Ich will ja gewiß kein Pascha mit drei Rosschweifen werden; behalten Sie mich doch nur!

Während ich diese Worte unter den schmerzlichsten Thränen wiederholte, kam eine gute Fee, Madame Flötenspiel, die Gasse daher. Nachdem sie mich

nach ihrer gutmütigen, lebhaften Art über die Ursache meines schmerzlichen Gebehrdens ausgefragt hatte, wobei sie an meinem blonden Kraushaar zupfte und mit der flachen Hand mir auf die Backen schlug, indem sie bald über mein Elend zu Thränen gerührt war, bald über meine naiven Ausdrücke sich tot lachen wollte, sagte sie: Laß gut sein, Krausköpfchen, und weine mir nicht deine muntern, blauen Augen krank; ich will für dich sorgen, und wirst du so, wie dein Aussehen verspricht, wer weiß, was dann geschehen kann. In zwölf Jahren ändert sich gar manches.

Sie nahm mich mit sich nach Hause. Herr Kauplius, denn so hieß ihr damaliger Gatte, wohl dreimal so alt als sie, schien nicht sehr zufrieden mit diesem Zuwachs der Familie; aber sie verstand ihn so für mich zu gewinnen, daß er allmählich eine wirkliche Zuneigung zu mir zu fassen schien. So schlecht es mir sonst gegangen war, so gut ging es mir jetzt. Die besten Bissen wußte Madame Flötenspiel — lassen Sie mich meine Wohlthäterin bei ihrem jetzigen Namen nennen — mir zuzuwenden. Und ebenso mütterlich sorgte sie für mein geistiges Theil. Ich lernte lesen, schreiben, rechnen, französisch, englisch, und lernte umso fleißiger, je mehr ich merkte, welche Vergnügen ich meiner Wohlthäterin dadurch bereitete. Als ich mein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, gab mich Madame Flötenspiel bei Herrn Entenfraß, einem Kaufherrn in der Petersstraße, in die Lehre. Ich kann den wunderbaren Eindruck, den mein Herr Prinzipal, als ich ihn zum erstenmale sah, auf mich machte, nicht vergessen. Acht Kommiss besorgten den Verkauf. Herr Entenfraß, ein ziemlich untergesetzter, jedoch ungemein beweglicher Mann, schien zwecklos dazwischen in dem Gewölbe umherzusteigen. Mit einer gewissen fast ängstlichen Unruhe, die sich in beständigem Achselzucken aussprach, schob er den grünen Augenschirm, den er immer trug, bald auf diese, bald auf jene Seite. Dabei rief er von Zeit zu Zeit mit gellender Stimme: Nummer Eins de el em, Nummer Zwei de el em und gestikulirte auf das seltsamste mit dem rechten Arm, dessen Hand mit einer Elle bewaffnet war. Die Bedeutung dieses Treibens blieb mir, so lange ich Lehrling war, ein Räthsel. An dem Tage, mit dem meine Lehrzeit abließ, rief der jüngste Kommiss mich in das Kontor, wo ich Herrn Entenfraß samt seinen übrigen Leuten in einer magischen Dämmerung antraf. Es war eines Sonntags unter der Kirche. Die Fensterladen waren geschlossen, und das mystische Helldunkel rührte von der einsiedlerischen Flamme einer Kontorlampe her. Herr Entenfraß begrüßte mich, indem er die Elle, die er in der rechten Hand als Kommandostab zu führen gewohnt war, vor mir senkte, eine Ehrenbezeugung, die mir bis dahin noch nie zuteil geworden war. Rings um Herrn Entenfraß standen die acht Kommiss in feierlichem Schweigen, die Markthelfer hinter ihnen.

Da Herr Fischer, so begann Herr Entenfraß zu reden, unsre bisherige Nummer Eins verläßt, wird Herr Schmidt, unsre seitherige Nummer Zwei in

die Eins vorrücken, die bisherige Nummer Drei in die Zwei und so fort. Und du, Theodor, wirst als Nummer Acht in die Reihe dieser würdigen Männer eintreten. Und so wäre denn die Zeit, das ernste Geheimnis des De el em dir aufzuschließen. Es giebt, werteste nunmehrige Nummer Acht, es giebt Menschen, deren ganzes Streben dahin geht, mit Kaufleuten und Wirten wider den Willen dieser in Gütergemeinschaft zu treten. Dazu giebt es zwei Wege; den Weg des Borgens, ohne den Willen zu bezahlen, und den Weg des unmittelbaren Besitznehmens von einer Sache wider nicht allein den Willen, sondern auch wider das Wissen des bisherigen Besitzers. Beide Richtungen zählen in unserm Leipzig viele Anhänger. Und namentlich vor der zweiten mich zu wahren, ist mein Geschäft, während meine Kommiss verlaufen, die Physiognomien und Geberden der oft nur vorgeblichen Kunden zu studiren. Finde ich etwas Verdächtiges, so warne ich die betreffende Nummer durch das so unbefangene und doch so vielsagende De, el, em — die Anfangsbuchstaben der drei Worte: das Luder maust! Und nun noch einiges Beherzigenswerte über den Stand, dem du angehörst. Ein altes Sprichwort sagt: Lieber zehn Neider als einen Mitleider. So lasset uns froh sein! Zeigt sich der Neid im Verkleinern seines Gegenstandes, in der Bemühung, ihn lächerlich zu machen, so fehlt es unserm Stande nicht an Neidern. Wie viel Spottnamen hat der Neid andrer Stände für uns erfunden! Oder glaubt er, erfunden zu haben! Denn wir würden, wenn wir sie betrachten wollten, finden, daß wir solchen Spott uns leicht gefallen lassen können, indem er nichts als eine Anerkennung ist, die sich im Ärger, daß sie sich nicht verleugnen kann, stellen will, als sei sie Spott. So nennt man uns zuweilen Industrieritter. Sind wir es nicht? Wo liegt das Beschimpfende? Ich kann es in dem Worte nicht finden. Hat man es im Ärger darüber erfunden, daß wir es schneller dahin bringen, wie andre, Pferde kaufen zu können zu unserm Vergnügen und auf diese Weise beritten zu werden? Wer belegt uns hauptsächlich mit diesem Namen? Die sogenannte gelehrte Kaste, in unserm Sinne oft: die geleerte. Was anders treiben denn aber sie selbst, als Industrie? Der eine verkauft seine Überzeugung der Kirche oder dem Staate gegen eine jährliche Rente und macht in Aberglauben; der andre markt mit dem Rechte, der dritte verkauft seine Gifte für Geld und arbeitet für den Totengräber, der vierte macht in Syllogismen. Industrie ist also auch ihre Göttin; aber Ritter sind sie nicht. Wir sind noch ein Echo jener fahrenden Ritter; während jene gähnend hinter dem Ofen hocken, bieten wir die mutige Brust den Winden, den Wassern des Himmels und den Saugstacheln hungriger Gastwirte auf der Reise. Während sie, was die Zeit in ihrem Fortschreiten bereits zertreten hat, zu traurigem Scheinleben wieder aufzubrüten sich mühen, werfen unsre rüstigen Hände die Weber Schiffchen von Land zu Land, von Meer zu Meer und weben dem neuen Geiste ein neues Gewand, ziehen wir der Erde den Ringpanzer der Eisenbahnen an zum Todes-

kampfe mit tausendjährigem Dunkel. Wir wiegen und nähren den jungen Geist eines neuen kräftigen Lebens auf unsern thätigen Armen, der ein junger Herkules, noch in der Wiege die Schlangen Despotie und Geisteszwang zerdrücken wird. Und so schlage ich denn dich, gegenwärtigen Theodor Espe zu solchem Ritter! Theodor, du warst bis heute Lehrling; Herr Espe, von nun an sind Sie Kommiss!

Herr Entenfraß zitterte vor Begeisterung, als er mit der Elle meine Schulter berührte. Es war ein feierlicher Augenblick.

Die nächsten Jahre bieten meiner Geschichte nichts, als daß ich von Nummer Acht zu Nummer Eins emporstieg. Madame Flötenspiel konnte ihre wachsende Neigung zu mir nicht bergen, und es war kein Zweifel, daß ich, sowie Herr Nauplius, der bereits vor Schwindsucht in seiner eignen Haut wie in einem Burnus einherging, das Zeitliche segnete, der Mitbesitzer ihres bedeutenden Vermögens werden würde. Nicht vergessen darf ich, daß ich in dieser Zeit für acht gute Groschen zu Mittag aß, beständig das Eleganteste auf dem Leibe trug, vier Duzend der feinsten Hemden von schlesischer Leinwand besaß, daß ich Konzerte und Theater besuchte, über alles sprechen konnte, daß ich die Ritterpflicht nie versäumte, wenn ich mit meiner Prinzipalin und ihren Töchtern in einem Kaffeegarten oder auf einem Balle zufällig zusammenkam, sie auf das galanteste zu unterhalten. Sie waren stolz auf mich und konnten es sein, denn Urtheile, wie: Schiller führt uns aus uns heraus, Goethe führt uns in uns hinein, was man auch umgekehrt sagen kann; Redensarten und Ausdrücke, wie objektiv und subjektiv, absolut und relativ, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, die höhere Ironie und dergleichen haften sich auf meinen Lippen. Dabei schwärmte ich für die Menschheit wie Marquis Posca, und wo zum besten Armer, Abgebrannter und dergleichen getanzet oder Konzert gehört wurde, da war ich nicht der letzte und schonte weder Füße noch Ohren. Dieses Schwärmen gab mir etwas Interessantes, Schmachtdendes, vornehm Abgestandenes; dazu die unendliche Bescheidenheit, die ich immer besaß und noch besitze — kurz: ich war der liebenswürdigste und vollkommenste Jüngling, den das Königreich Sachsen seit Jahrhunderten hervorgebracht hatte.

Eines Tages — es war in der Ostermesse — trat eine schlanke, schöne Dame in persischer Tracht in Herrn Entenfraßens Gewölbe. Sie wandte sich an mich; ich mußte ihr das zeigen und jenes. Sie ließ, was sie kaufen wollte, beiseite legen und gab es ihren Begleitern, einem schwarzen Sklaven und einer weißen Sklavin, die es nach Hause bringen sollten. Dann nahm sie den Schleier ab, verbeugte sich und verließ mit ihren Domestiken das Gewölbe. Wie vom Blitz getroffen stand ich da. Solche Schönheit hatte ich nie gesehen, nie geahnt. Mit niegefühilter Wonne durchschauerte mich ihr Lächeln. Ich sah die blendend weiße Stirn mit den dunkelschwarzen Bogen der Brauen,

die feinste Adlernase zwischen zwei dunkeln Sonnen, den schmalen, zarten Mund, das lieblich gerundete Kinn, den vollen und doch so zierlichen Wuchs, ich sah diese Reize lange noch, nachdem ihre Besitzerin den Laden verlassen hatte, und neu eingetretene Kunden verwundert vor mir standen, daß ich, sonst die Gewandtheit, die Gesprächigkeit, das Leben selbst, ein steinernes Bild geworden schien.

Mit Schrecken fiel mir plötzlich ein, daß die Dame mich nicht bezahlt hatte. Herr Entenfraß war verreist; wie sollte ich vor ihm bestehen, dem er alles anzuvertrauen gewohnt war! Es war keine Kleinigkeit, was die Waren, die sie gekauft und mitgenommen hatte, betrug; es war eine Summe von mehr als tausend Thalern. Meine einzige Hoffnung war, die schöne Perseerin werde sich erinnern, daß sie mich nicht bezahlt habe, und das Geld entweder selbst bringen oder schicken, ehe Herr Entenfraß zurückgekommen sein würde.

Und wirklich hatte ich mich nicht getäuscht. Acht Tage nachher kam sie wieder mit ihren beiden Begleitern. Ihre Stimme klang mir nun doppelt wie die süßeste Musik, da sie sich entschuldigte, in der Zerstreung das Bezahlen vergessen zu haben; sie nahm noch mehrere Waren heraus, dann bezahlte sie diese und die vorigen mit. Und wieder nahm sie den Schleier ab, ehe sie ging; und wieder stand ich regungslos wie eine Bildsäule. Der Markthelfer, der mich erinnerte, das Geld einzustreichen, das leicht, ohne daß ich es gemerkt haben würde, jemand hätte hinwegnehmen können, mußte mich wecken wie aus dem tiefsten Schlafe.

Von Madame Flötenspiel kam eine Einladung auf den Abend. So dankbare Gefinnungen ich gegen sie hegte, so war in meiner Seele ihr Bild durch das der Fremden dennoch völlig in den Hintergrund gedrängt. Alle meine Gedanken, alle meine Empfindungen schwärmten wie Bienen um die Blume jener wundervollen Reize. Ob ich sie wiedersehen würde? Ob und wie sie meiner dächte? Diese und tausend ähnliche Fragen wandten trotz alles Widerstrebens meine Gedanken immer von neuem von meinem Geschäfte ab, daß ich froh war, wie die Stunde des Gewölbeschlusses schlug. Kaum konnte ich vor Unruhe die gewählte Toilette machen, die Leipzigs Damen an mir zu bewundern gewohnt waren. Ohne eigentlich zu wissen, wohin ich wollte, verließ ich meine Wohnung, so in Träumen, daß erst der ungeheuere Lärm, aus dem Rasseln des Dampfskarouffells, dem Brüllen der Löwen, dem Aborgeln schauderhafter Mordthaten und unzähligen andern Elementen gemischt, mich lehrte, daß der Weg, den ich unwillkürlich verfolgt hatte, unter die Buden führe, in die lärmende Stadt der Vagabunden, die mit Anfang der Messe wie ein Pilz aufschießt und vier Wochen darauf wie in die Luft zerstoßen scheint.

Friede sei mit euch! sprach eine Frauenstimme zu mir; ich sah auf und erblickte — denkt euch mein Staunen, meine Freude — die Begleiterin des

Inbegriffes meiner Wünsche. Allah sei gepriesen, der mich in euern Zügen lesen läßt, daß die Befürchtungen meiner Gebieterin vergebens gewesen sind!

Mein Entzücken ließ sie nicht ausreden. O daß ich alle Befürchtungen Ihrer und meiner Gebieterin zu tilgen vermöchte, wenn es anders möglich ist, daß Befürchtungen einem so vollkommenen Wesen haben nahen können, als Ihre und meine Gebieterin ist.

Die Sklavin in ihren Mienen zeigte ebenso viel Freude, als sie in den meinen bei Erwähnung ihrer Herrin gelesen haben mochte.

Reden Sie, fuhr ich fort, sprechen, befehlen Sie. Was kann ich thun, ihres Anblickes würdig zu werden, ohne den ich, ich fühle es zu gewiß, nicht mehr leben kann.

Allah ist groß! rief sie aus. Wisset, daß die liebenswürdigste Prinzessin der Welt, Sonne des Lebens genannt, so sehr nach euerm Anblick schmachtet, daß die Perlen ihrer Gazellenaugen nicht mehr über Rosen rollen, sondern über Lilien. Schlaflose Nächte haben die Sonne in einen Mond verwandelt, der in Thränenwolken badet.

Während die gute Sklavin so sprach, lenkte sie ihre Schritte nach dem Königsplatze zu, über den Königsplatz dahin, die Zeiger Straße entlang; wir waren am Härtelschen Palais angekommen, als sie stehen blieb und in die Hände schlug. Da öffnete sich die Thüre, der Schwarze, den ich schon zweimal in der Begleitung der schönen Perserin gesehen hatte, ließ uns eintreten und verschloß hinter uns wieder die Thüre.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Helgoländer gehören jetzt zu Deutschland, das werden ihnen die Verhandlungen in der Reichstagsitzung vom 2. Dezember zu vollem Bewußtsein gebracht haben. Fast alle Parteien bemühten sich, die Frage unter die höchsten Gesichtspunkte zu bringen. Zuerst Herr Windthorst. Da es Katholiken, über deren Unterdrückung er hätte klagen können, auf der Insel nicht giebt, und die Einrichtung eines Jesuitenseminars dort der Zukunft vorbehalten bleiben muß, nahm er wenigstens mit bekannter Gewandtheit einen schicklichen Anlaß (nach dem Muster: „Ziel da nicht ein Schuß? Apropos Schuß u. s. w.“), um der berechtigten Eigentümlichkeit der hannoverschen Volksschule eine Thräne nicht nach-, sondern vorzuweinen, und so wenigstens zu versuchen, ob sich nicht den Helgoländern ein wenig Mißtrauen gegen Preußen einimpfen ließe. Der Sozialdemokrat Herr Stadthagen überraschte durch die Entschlossenheit, mit der er das ihm natürlich widerwärtige Wort „patriotisch“ in den Mund nahm, und es hätte der Versicherung nicht bedurft, daß